

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 19 (1936)
Heft: 1

Artikel: Uriel Acosta : ein Opfer jüdischer Fanatiker
Autor: P.T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. und 15. jeden Monats

Sekretariat der F. V. S.
Bern, Amthausgasse 22
 Telephonanruf 28.663
 Telegrammadresse:
Freidenker Bern

Was nicht der Vernunft gemäss ist, ist hässlich.

Philo.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
 (Mitglieder Fr. 5.—)
 Sämtliche Mutationen bezügl. des Abonne-
 ments, Bestellungen etc. sind zu richten
 Transfach 541, Bern

I N H A L T : Uriel Acosta, ein Opfer jüdischer Fanatiker. — Die Schicksalsgemeinschaft von Klerikalismus und Faschismus. — Neujahr. — Feuilleton: Der unpersönliche Gott, ein Münchner Erlebnis von August Forel. — Aktuelles in den Rubriken: «Der Gegner an der Arbeit» und «Literatur». — Humoristische Ecke.

Uriel Acosta

ein Opfer jüdischer Fanatiker.



Die Kirche jeder Religion hat, wie es eben im Wesen der Religion liegt, bisher stets tyrannisch und grausam gegen Andersgläubige oder gar Andersdenkende und Freidenkende gewütet. Auch die jüdische Kirche, die Synagoge. Wohl hat sie im Gegensatz zur christlichen Kirche keine Inquisitionstürme, keine Ketzer- und Hexenprozesse mit ihren Millionen von unschuldig hingerichteten Opfern aufzuweisen; hauptsächlich darum, weil sie immer machtlos, immer bedrängt, bestensfalls geduldet, nur die Organisation einer verfolgten, geringen Minderheit war. Aber dort, wo sie sich freier regen durfte, hat auch die Synagoge Andersdenkende ihre Macht schmerzlichst fühlen lassen: Durch die ergreifende Tragödie von Karl Gutzkow (auch er ein bitter verfolgter Freidenker) ist ja das dem Juden Acosta von der Synagoge bereitete Schicksal allbekannt. Aber nur wenige wissen etwas von der eigentlichen Weltanschauung dieses Freidenkers vor dreihundert Jahren, wie er sie vor seinem tragischen Ende in seinem Testament «Exemplum vitae humanae» («Beispiel eines Menschenlebens») niegelegt hat.

Hundert Jahre vor Acostas Geburt, der um 1590 herum auf die damals von blutigen Glaubenskämpfen erfüllte Welt kam, hatte der König Emanuel die Juden Portugals vor die Wahl gestellt, das Christentum anzunehmen oder auszuwandern. Da aber der übergrosse Teil sich für die Auswanderung entschied, liess der König zur Rettung des Nationalvermögens den Juden nur die Wahl zwischen Taufe und Scheiterhaufen. Die derart «bekehrten» nahmen den aufgezwungenen Glauben nur zum Schein an. Diese Scheinchristen, «Marannen» genannt, gelangten nicht selten zu hohem Ansehen und Reichtum, und solch einer Familie, die sogar in den Adelsstand erhoben wurde (da Costa), entstammte unser Märtyrer, der mit dem Taufnamen Gabriel, ein weichherziges, tieffühlendes Gemüt mit einem grüblichen, wahrheitssuchenden Geist verband. Er studierte Jura und erhielt schon mit 25 Jahren den Vertrauensposten eines Schatzmeisters der Stiftskirche seiner Geburtsstadt Oporto.

Aber Reichtum und Ehre, die er so frühzeitig genoss, bedeuteten ihm weniger als seine Ueberzeugung. Die Glaubensfragen liessen ihn nicht zur Ruhe kommen. Sein mitleidvoller, immer für den Schwachen und gegen den Bedrücker gerichtete Sinn vermochte Gottes Grausamkeit, wie sie die Bibel mit ihrer Unschuld und Erbsünde des Menschen, mit

ihrer den ewigen Höllenstrafen ausgesetzten unsterblichen Seele lehrte, nicht zu fassen. Er untersuchte das alte Testament, wo er nichts von Unsterblichkeit der Seele und von einem Jenseits mit nie erlöschendem, ewig quälenden Höllenfeuer fand. Und so entschloss er sich, unter Preisgabe aller Vorteile seiner Stellung, seines prächtigen Hauses und seines Reichtums, vom Christentum abzufallen. Denn das bedeutete, heimlich mit seiner Mutter und seinen Brüdern das Land verlassen zu müssen.

Zu Schiffe floh er nach Amsterdam, wo er in der reichen, von portugiesischen Juden begründeten Gemeinde nach erfolgter Beschneidung Aufnahme fand. Als bald aber bearbeitete man den von Judenchristen herstammenden Christenjuden, der, eigene Gedanken hegend, seine eigenen Wege zu einem freieren, reineren Menschentum beschritt. Ihm widerstreben die rein äusserlichen, dem ursprünglichen von Moses gegebenen Gesetz zuwiderlaufenden Gebräuche und Vorschriften der Pharisäer, jener mächtigen Sekte, der die Rabbiner angehörten. Und da er aus seiner eigenen Ueberzeugung kein Hehl machte, wurde er aus der Gemeinde vorläufig mit dem kleinen Bann ausgeschlossen. Selbst seine Brüder, deren Erzieher er früher gewesen, gingen wie Fremde an ihm vorüber und unterliessen es, aus Furcht vor den zelotischen Bedrängern Acostas, ihn zu grüssen.

Da nahm er den Kampf auf und schrieb ein Buch, worin er in Uebereinstimmung mit der Lehre der alten Sadducäer die Unsterblichkeit der Seele leugnete, da das Gesetz Moses überhaupt vom Jenseits schweigt und den Anhängern und Ueberträtern des Gesetzes nur die *zeitliche* Belohnung und Strafe, nirgends aber eine *ewige* in Aussicht stelle. Der Arzt *de Silva* gab eine Gegenschrift von der «Unsterblichkeit» der Seele heraus, worin er Acosta als Epicuräer zerfleischte, «als einen, der die Unsterblichkeit der Seele leugne, wobei wenig fehle, dass er Gott selbst ableugne». Acosta wurde, von Judenknaben sogar in seiner Wohnung mit Steinwürfen bedroht, dem Magistrat der Stadt Amsterdam angezeigt, weil er nicht nur die jüdische, sondern auch die christliche Religion untergrabe. Er wurde in Haft genommen, nach 8 Tagen gegen Kaution auf freien Fuss gesetzt und schliesslich zu einer Geldstrafe von 300 Gulden und zur Vernichtung seiner Schriften verurteilt.

15 Jahre nun lebte Acosta als Ausgeschlossener. In dieser schmerzensreichen Zeit des Verfemtseins vollzog sich eine neue Wandlung in ihm, die er selbst in seinem «Exemplum» ergreifend schildert; das uns Alfred Klaar nach dem von Limborsch überlieferten lateinischen Urtext zugänglich gemacht hat: «Uriel Acosta» Berlin 1909 bei Georg Reimer). Er lernte daran zweifeln, ob das Gesetz Mosis, das in so vielem dem Gesetz der Natur widerspreche, für Gottes Gesetz gelten könne. So widerspricht sich Gott in seinen Werken nicht, dass um der Religion willen Kinder den Eltern, Brüder den Brüdern entfremdet würden ... Da entschloss er sich denn nach 15jähriger vollständiger Absonderung, dem Gesetze der Natur nachgebend und nach innerlicher Ueberwindung des unhaltbaren mosaischen Afterglaubens, sich wieder den Menschen, seien es auch die Pharisäer von Amsterdam, anzuschliessen. Er widerrief zum erstenmal. Nicht lange aber sollte der Friede währen. Denn er wurde beim Rabbinerrat denunziert, dass er die Speisegesetze übertrete; dass er zwei Christen, die zum Judentum übertreten wollten, vor diesem Schritt warnte. Nun wurde Acosta, da er sich dem Spruche der jüdischen Richter, in der Synagoge öffentlich gepeitscht zu werden, nicht fügen wollte, mit dem grossen Bann belegt, der da lautet: «Wir verfluchen den Gottlosen mit dem Banne, den Josua über Jericho verhängt, mit dem Fluche, den Elisa über die Knaben ausgesprochen und mit allen den Verwünschungen, die im Gesetze geschrieben sind. Verflucht sei er am Tage und verflucht sei er bei Nacht, verflucht beim Niederlegen und verflucht beim Aufstehen, verflucht bei seinem Ausgang und verflucht bei seinem Eingang. Gott möge ihm nie verzeihen! ... Niemand darf mit ihm verkehren, nicht mündlich, nicht schriftlich; niemand erweise ihm eine Gunst, niemand sei unter seinem Dache, oder innerhalb 4 Ellen beisammen ...»

Der also Verfemte bekam denn die Tröstungen der süßen Religion bitter zu kosten! War er krank, so lag er hilflos allein; er, der Witwer, dem die treue Gattin entrissen war, durfte nicht wieder heiraten; dem Leichenzug seiner Mutter durfte er nicht folgen; seine Brüder bemächtigten sich seines Vermögens und jeder geschäftliche Verkehr ward ihm unmöglich gemacht, so dass er völlig verarmte.

Sieben Jahre dauerte dieses zweite, schlommere Martyrium, und es fehlte nicht an Fürsprechern, die ihm zum Wiederruf, zur Annahme der Busse, die nur milde ausfallen sollte, so lange rieten, bis der Gequälte nachgab, aus der Er-

Feuilleton.

Der unpersönliche Gott.

August Forel erzählt ein Münchner Erlebnis.

Als der berühmte Schriftsteller Ludwig Thoma, Redakteur am Simplizissimus, wegen derber, gegen Pfarrer gerichteter Karikaturen, unter Unsitthkeitsanklage eingeklagt war, wurde ich am 13. Januar 1906 als Zeuge von der Verteidigung nach München berufen. Im Gerichtssaal bemerkte ich an der Wand ein sehr erotisch gemaltes Bild, worauf eine Ehebrecherin von einem geilen Gerichtsdienner vor den Richter geschleppt wird. Als ich hörte, dass selbst Freidenker den Gerichtseid «So wahr mir Gott helfe» usw. ganz ruhig nachsprachen, wurde mir übel, und ich erklärte dem Anwalt, das täte ich nicht. In seiner Not erzählte mir dieser von jemandem, der sich dadurch half, dass er den Begriff Gottes nicht für persönlich aufzufassen erklärte. Damit gab ich mich schliesslich zufrieden. Der Gerichtsvorsitzende betonte immerwährend den boshaften, für die Pfarrer beleidigenden Charakter der Karikaturen. Als ich an die Reihe kam, würgte ich mit Mühe den Eid heraus, fügte aber sofort nachher laut hinzu: «Aber, Herr Vorsitzender, ich erkläre hier, den Begriff Gottes durchaus nicht persönlich aufzufassen.» — Darauf grosse Bewegung im Saal. Vorsitzender: «Das ist Ihre Sache» usw. — Ich: «Thomas Karikaturen sind zwar sehr derb und beleidigend, besonders in den Textausdrücken, aber für strafbar unsittlich kann ich sie durchaus nicht halten. Wenn man in dieser Beziehung so streng sein wollte, müsste man zuerst alle Redouten

wägung heraus, dass jede Schmach, die sie bei der Busse ihm antun würden, ja doch auf sie zurückfallen musste. Alles wollte er mit sich geschehen lassen, um ein Exempel nicht an sich, sondern an den Rechtgläubigen zu statuieren, wie es im «Exemplum», das er vor seinem Selbstmord niedergeschrieben hatte, als Dokument der Schande festgehalten ist. In der dichtgedrängten Synagoge musste er von der Kanzel herunter bekennen, dass er wegen der Verletzung der Speisegesetze, des Sabbats und der Untreue gegen den Glauben, da er anderen den Eintritt ins Judentum widerraten hatte, tausend Tode verdient habe: Dann trat der allerheiligste Vorsteher an ihn heran und hiess ihn sich bis zum Gürtel entblössen und an einer Säule binden lassen. Hierauf kam der Vorbeiter und versetzte ihm mit einer ledernen Peitsche 39 Schläge auf die Seiten, genau nach der Tradition (Moses, V. Kap. 25, 2 und 3); denn es ist Vorschrift der Thora, die Zahl 40 nicht zu überschreiten. Und da jene Männer gar religiös sind, hüten sie sich soviel als möglich, durch Gesetzesüberschreitung zu sündigen. Während des Schlagens wurde ein frommer Psalm gesungen ... Dann musste sich Acosta auf die Schwelle des Gotteshauses legen und alle schritten über ihn hinweg ... So wurde Acosta von der Exkommunikation erlöst.

Und nun entwickelte der also Gequälte in seiner Todesstunde — was Wunder, wenn dieses Herz der Enttäuschung erlag! — seine Auffassung von Gemeinschaft und gesittetem menschlichen Zusammenleben: die Natur allein und nicht abgeschmackte Bräuche, gehässiger Glaubenswahn darf unsere Richtschnur sein. Das Naturrecht, das knapp vor Acosta in Hugo Grotius seinen mutigen Vorkämpfer gefunden, gründet sich auf dem Instinkt, dem Trieb der menschlichen Natur zu einem menschlichen Leben und zu sozialem Zusammenleben, während durch Glaubensfanatismus die Menschen, ja sogar Blutverwandte und Brüder, entzweit und zu Todfeinden werden können. «O ihr Strenggläubigen», heisst es wörtlich im „Exemplum“, «ihr vergreift Euch an jenen, die das Menschen Geschlecht ohne Unterschied mit ihrer Liebe umfangen, die dieses Geschlecht lieben, dessen Gegner ihr doch alle seid, da ihr alle anderen Völker für nichts achtet und zu den Bestien werft, Euch selbst aber dreist in den Himmel hebt ... Ihr ereifert Euch für die Lüge, um die Menschen einzufangen und zu Sklaven zu machen, ich aber für die Wahrheit und für natürliche Freiheit der Menschen, denen es vor allem geziemt, befreit vom Wahnglauben und dem Firlefanz nützlicher

und Tingeltängels, alle Nachtlokale und einen guten Teil der Variétés Münchens schliessen, viele Schaufenster verdecken und dazu, Herr Vorsitzender (auf das erwähnte Gemälde deutend), dieses Bild da oben mit einem schwarzen Tuch verdecken! — Daraufhin grosses Gelächter im Saal. Vorsitzender: «Das ist aber Kunst!» — Ich (auf die Karikaturen deutend): «Das ist auch Kunst, nur anderer Art!» Der arme Vorsitzende war ganz bestürzt und offenbar froh, als ich fertig war. Ich aber hatte nie einer so lustigen Gerichtssitzung beigewohnt. Ludwig Thoma machte auf der Armsündenbank das reinste Max- und Moritz-Gesicht. Ich musste bald fort. Der Staatsanwalt liess dann all seinen Geifer auf mich als Ungläubigen, des Eides wegen, fließen. Thoma wurde freigesprochen, aber soviel ich weiss, bekam der Staatsanwalt einen Verweis, wenn nicht seine Entlassung.

Als Nachspiel wurde ich im «Simplizissimus» vom 29. Januar mit dem Staatsanwalt abgebildet. In der «Münchener Post» vom 17. Januar widmete ferner Ludwig Thoma dem Staatsanwalt und mir eine lustige Satire.

Nach dem Prozesse. (Abdruck aus der «Münchener Post» vom 17. Januar 1906.)

Ich sass zehn Stunden lang auf der Anklagebank. Sie ist mit einem Gitter versehen, erhebt sich einen Meter über den Fussboden und man hat von da aus einen hübschen Blick auf den Saal, das Präsidium und die Geschworenenbank.

Unter mir, in der Ebene, sass die Intelligenz, weiter oben nach links die Jurisprudenz.

Die Intelligenz war vertreten durch gute Namen, Dr. Forel,

Bräuche, ein menschenwürdiges Leben zu führen ... Wir leben nicht gut, wenn wir viele wichtige Vorschriften beobachten, aber wir leben gut, wenn wir vernünftig leben. Die Strenggläubigen freilich sagen, wenn kein anderes als das Naturgesetz wäre und die Menschen nicht daran glaubten, dass es noch ein anderes Leben gäbe und nicht die ewigen Strafen fürchteten, aus welchem Grunde würden sie nicht beständig Böses tun! O! es ist doch keiner unter Euch Strenggläubigen, der nicht von sich sagte, dass er gut und barmherzig sei und Wahrheit wie Gerechtigkeit liebe. Aber wie reimt sich das? Entweder ist es falsch, was Ihr von Euch behauptet, oder Ihr bezichtet fälschlich der Bosheit alle anderen Menschen, die ihr mit euren vorgehaltenen Larven schrecken und mit Einbildungen heilen wollt. Dabei schmäht Ihr Gott, den Ihr in den Augen der Menschen zum grausamsten Schinder und schrecklichsten Henker macht ... Ja, viele gibt es, die trügerisch umherschleichen, sich überaus religiös anstellen und unter dem Deckmantel der Religion möglichst viele heranlocken, die Arglosen täuschen; gleich dem nächtlichen Diebe, der den Nichtahnenden, Schlafbefangenen meuchlings überfällt. Eben diese pflegen im Munde zu führen: «Ich bin Jude! Ich bin Christ! glaub mir, ich betrüge Dich nicht!» O, Ihr bösen Tiere! Wer nichts von alledem sagt und sich nur als Menschen bekennt, ist unvergleichlich besser als Ihr!»

Dies schrieb er nieder, und dann ging er hin und nahm sich selbst das Leben, dieser Märtyrer freien Denkens, reinen Menschentums. Ein achtjähriger Knabe war Zeuge der schändlichen Geisselung Acostas im Judentempel zu Amsterdam im Jahre 1640, war Zeuge des Freitodes dieses Opfers des Fanatismus. Und 16 Jahre später wurde eben dieser Knabe, der inzwischen zum Denker herangereift war, mit dem gleichen grossen Bann belegt, wie Acosta, sein unvergesslicher Oheim. Der Knabe aber wurde einer der Grössten im Reiche des Gedankens, der Knabe war Spinoza, genannt der Fürst der Atheisten.

P. T.

Zum Jahreswechsel

entbieten Hauptvorstand, Geschäftsstelle, Sekretariat und Redaktion die besten Glückwünsche. Wir hoffen, dass alle Mitglieder und Gesinnungsfreunde auch im kommenden Jahre uns die alte Treue bewahren und mit uns kämpfen gegen alle Reaktion und Verblendung.

Ganghofer, Dr. Hirth, Conrad, Ostini, Dr. Kopp, Curt Aram, Dr. Hallgarten, Georg Fuchs, Kastner, Graf Keyserling, Dr. Elsass. Die Jurisprudenz war vertreten durch drei Richter und einen Staatsanwalt.

Der Staatsanwalt war ein jüngerer Herr, hatte fahlgelbe Haare, wässrige Augen und viele Zahntöchter in der Westentasche. Ich weiss das, weil er sie im Verlaufe der Verhandlung alle herauszog.

Die Intelligenz wurde verhört.

Prof. Dr. Forel, der berühmte Gelehrte, trat vor. Der Staatsanwalt gähnte und fragte den beisitzenden Richter, ob es wahr sei, dass der zweite Staatsanwalt Maier Landgerichtsrat wurde. Der Vorsitzende erkundigte sich nach den persönlichen Verhältnissen Dr. Forels.

«Sie heissen?»

«Dr. August Forel.»

«Was sind Sie?»

«Arzt und Professor an der Universität Zürich.»

Der Staatsanwalt flüsterte dem beisitzenden Richter in Ohr: «Zürich; da ist das Corps Helvetia, blau-weiss-rot.»

Der Vorsitzende fragt: «Also Professor? So, so! Ja, was für ein, ich meine, was für eine Wissenschaft?»

«Psychiatrie.»

Der Staatsanwalt beugte sich vor und flüsterte dem Beisitzer ins Ohr: «Was ist der Mensch?»

«Psychiater», flüsterte der Herr Landsgerichtsarzt.

«Ps ... Ps ... ?»

Die Schicksalsgemeinschaft von Klerikalismus und Faschismus.

Der römisch-katholische Erzbischof von Westminster, Dr. Arthur Hinsley, hielt kürzlich eine vielbemerkte Rede, in der er sich mit der Haltung des Papstes im italienisch-abessinischen Konflikt beschäftigte. Er betonte, dass der Papst nicht als Richter fungieren könne, da er vom Völkerbund dazu nicht eingeladen wurde. Dann fuhr er fort: «Wenn der Faschismus, den ich im Prinzip nicht billige, untergeht, dann kann nichts das Land vor dem Chaos bewahren. Dann geht Gottes Sache mit ihm unter.» (Nebenbei bemerkt: Es muss wohl eine traurige Sache sein, die sich voll und ganz auf den Faschismus einzustellen gezwungen ist!)

Unter «Chaos» meint der Erzbischof natürlich den Sozialismus. Die katholische Kirche weiss eben genau, so sehr sie auch den Totalitätsanspruch des Faschismus bekämpft, um ihre eigenen Machtanträge innerhalb der faschistischen Diktatur behaupten zu können, dass mit dem Beginn der sozialistischen Gesellschaftsordnung das Reich Gottes dahin ist, und zwar nicht nur jenes Reich, das nicht von dieser Welt ist, sondern vor allem jenes Reich, dessen Bestand im Diesseits durch die ungleiche Güterteilung des kapitalistischen Systems gesichert wird.

Dieses Wissen um die Schicksalsgemeinschaft von Klerikalismus und Faschismus wird nicht erst durch das oben angeführte Zitat offenbar. Die Auseinandersetzung des englischen Erzbischofs stützt sich ihrerseits vielmehr auf den Wortlaut der päpstlichen Enzyklika «Quadragesimo anno» vom 15. Mai 1931. Dort musste Pius XI. zugeben, dass die katholischen Gewerkschaften und Arbeitervereine «an zahlenmässiger Stärke derzeit leider (!) von den sozialistischen und kommunistischen Organisationen noch übertroffen» werden, und so ist es verständlich, dass gerade die katholische Kirche an der gewaltigen Zerstörung der marxistischen Arbeiterverbände interessiert war. Die «starke Hand» wurde von ihr als «Werkzeug Gottes» gepriesen. Aber es drohte die Gefahr, dass die autoritäre Staatsregierung ihre Macht schliesslich auch gegen die Kirche gebrauchen werde, wie der Papst zu seinem Leidwesen im faschistischen Italien erfahren musste.

Wie sehr sich die katholische Kirche durch den Totalitätsanspruch des Faschismus in ihrem eigenen Bestande bedroht fühlt, geht schon daraus hervor, dass der Papst in dem erwähnten Rundschreiben gar nicht gewagt hat, Kritik an dem faschistischen Wirtschaftssystem zu üben, sondern sich damit begnügt hat, dort von einer «eigenartigen gewerkschaftlichen und berufsständischen Organisation» zu sprechen, die «nicht

«Psychiater und er ist bekannt als Kämpfer gegen den Alkoholismus.»

«So?»

Die Züge des Staatsanwaltes nahmen einen düsteren Ausdruck an und er warf feindselige Blicke auf den Gelehrten.

Währenddessen schritt das Verhör weiter. Nach der Vereidigung sagte Dr. Forel lebhaft, dass er nicht an einen lebendigen Gott glaube.

Der Vorsitzende war durch diese Erklärung unangenehm beeindruckt; die bayerische Justizverwaltung steht seit den letzten Wahlen auf sehr freundschaftlichem Fusse mit dem lieben Gott, eine oberlandesgerichtliche Entscheidung hat sogar ausdrücklich das Dasein Gottes festgestellt. Es war peinlich.

Der Vorsitzende lächelte milde auf den Verlorenen herunter und deutete durch eine Handbewegung an, dass er bei diesem Thema nicht verweilen dürfe.

Also der Vorsitzende schob die Erklärung beiseite, mit einer Geste, welche sagte: «Schon gut, armer Teufel!»

Der Staatsanwalt war nicht so ruhig. Die Wut überkam ihn. Da stand so ein Mensch, nicht wahr, der das Dasein Gottes leugnete, nicht wahr? Und ein Gegner des Alkohols war, nicht wahr?

Ja, wer trinkt denn Bierjungen, wenn es keinen Alkohol mehr gibt? Der Staatsanwalt schob seine Mütze ostentativ in das Genick, steckte die Hände in die Hosentaschen und fixierte den Gelehrten.